



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung. •

Nr. 20.

Wiesbaden, den 13. Februar 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Deutscher Gerechtigkeitsinn“ von Erich Mühsen. — „Verse“ von M. von Konaroff, Wiesbaden. — „Robinson zwischen den Fronten“ von Artur Brausewetter. — „Ein altes Meitersted“ von Heinrich Leis. — „John und Mary“ von M. Stona. — „Hilberbogen fürs Haus.“ — „Kustige Ede.“

Zum Geleit:

Im großen Getriebe der Welt, wie auch im Leben des einzelnen, hängt alles immer an einem Faden, und daß ein hoher Rätselwille alles irdische leitet, jedenfalls aber, daß sich alles unserer menschlichen Weisheit entzieht, das muß auch dem Ungläubigsten klar werden.

Th. Fontane.

Deutscher Gerechtigkeitsinn.

Von Erich Mühsen.

Für ganz kurze Zeit mußte es einen gewissen Reiz haben, Bürger eines neutralen Kleinstaates zu sein. Denn wenn man nicht gerade ein durch Quartierlatein-Erinnerungen und anderes berauschter Künstler ist oder ein durch Kriegsgewinne größenwahnsinnig gewordener Zwischenhändler, so mußte eine Reise nach Deutschland in jetziger Zeit doch ein Erlebnis sein, das eine völlige Umwälzung in dem Gehirn des neutralen Kleinstaaters verursacht. So ein Mensch, der nun seit vielen Monaten seine Ansicht über den Gang der Weltgeschichte aus seinem täglichen neutralen Lieblingsblatt schöpft und der für Zeitungsnachrichten ein gutes Gedächtnis hat, muß im Laufe der Kriegszeit zu etwa folgenden Anschauungen gekommen sein: Alle die Deutschen, die er früher einmal kennen gelernt hat, denen er zufällig begegnet ist und die ihm im großen und ganzen als friedliche und umgängliche Menschen erschienen, und neben denen er ohne jede Furcht im Gasthaus gesessen hatte und sein Glas Bier getrunken, diese Deutschen, die sogar hin und wieder Töchter seines Landes geheiratet und glücklich gemacht hatten, sind seit dem 1. August 1914 wie umgetauscht.

Seit diesem Zeitpunkt haben sie alle mit Vorliebe belgischen Kindern die Hände ab, verbrennen Frauen massenhaft bei lebendigem Leibe, begehen, wie es im Zeitungsdeutsch heißt, „unzählige unennbare Grausamkeiten“ und zerstören rein zum Vergnügen tausende von Städten und Dörfern. Nebenbei martern sie auch noch Gefangene und sind eine Art europäischer Amok-Käufer geworden. Seit dem 1. August 1914 sind Senegalneger, Maori und Fidschi-Inulaner im Vergleich zu den Deutschen zart besaitete Naturen, und die deutsche Kultur, von der noch im Jahre 1914 so viel Aufhebens gemacht wurde, ist, um mit Chesterton zu reden, nichts als eine pedantische Barbarei, die den Dummen aller Zeiten und Länder durch die Geschicklichkeit irgendeines geistigen preußischen Feldwebels vom

Schlage der Kant, Goethe und anderer barbarischer Pedanten eingeredet worden ist. Damit noch nicht genug. Seit die Deutschen Krieg führen, sind sie unglaublich dämlich geworden. Von Strategie haben sie — das beweist jeder neutrale Grüne-Tisch-Militär allwöchentlich dreimal — keine Ahnung, und ihre berühmten Kanonen sind ein Riesenschwindel. Sie stürmen immer ganz unmodern in dichten Massen, die Offiziere mit dem Revolver in der Faust hinterher, fallen bei jedem Kampf wie die Fliegen, und der russische und französische Soldat, gar nicht zu reden von den Engländern, sind an geistiger Kapazität diesen nur durch die brutalste Disziplin in den Kampf geschleppten Memmen unendlich überlegen.

Alle Siege, die die Deutschen trotzdem bisher errungen haben, sind entweder durch ihre erdrückende Uebermacht und ihre unerhörte rücksichtslose Menschenopferung möglich gewesen oder durch eine allen andern Völkern ganz fernliegende, unglaublich unfeine Kampfweise. Wenn man die deutschen Siege überhaupt kritisch betrachtet, so waren sie allesamt bedeutungslos, denn kein deutscher Sieg reicht an Genialität an die siegreich durchgeführten Rückzüge der Entente-Armeen heran. Das Ende Deutschlands ist nur eine Zeitfrage. Wenn die Deutschen nicht verhungern, so fallen sie entweder durch die russischen Bajonette, durch die französische Artillerie oder von der Hand der sicher einmal kommenden Rekrutenarmee der Engländer; denn man muß nicht vergessen, daß bisher bekanntlich sich die Engländer überhaupt noch nicht ernsthaft mit dem Krieg beschäftigt haben. Aber wenn der britische Löwe erst einmal — usw. Im übrigen sind die Deutschen ja beinahe schon vollständig besiegt. Sie haben noch nicht einmal ganz Frankreich erobert; und von Rußland besitzen sie im Verhältnis zum Lande nur ein kleines Stück; London ist noch immer nicht niedergebrannt, und englische Handelsschiffe gibt es immer noch.

Und die Zustände in Berlin! Neulich wollten 50 000 verzweifelte Frauen den Reichstag stürmen. Das stand im „Figaro“ oder im „Matin“ und natürlich auch in den Lieblingsblättern der Neutralen. Vor den Bäckern und Buttergeschäften fließt das Blut täglich in Strömen. Das ganze Volk ist in einem Trauma von Wut und Verzweiflung, und jeder Mensch knirscht, statt die Zeit zu wünschen, ein verzweifelter „Gott strafe England“ hervor. Automobile sind in den deutschen Großstädten nur noch eine Sage. Die wenigen, die vorhanden sind, wie ein dänisches Blatt, „Berlinske Tidende“, schrieb, den Männern vorbehalten. Frauen ist die Benutzung, außer wenn sie Krankenpflegerinnen sind, streng verboten.

Der Neutrale, der so vorbereitet nach Deutschland reist, muß, wenn er imstande ist, sich von der Weltjugend los zu machen und seine gesunden fünf Sinne zu gebrauchen, einen Wutanfall gegen sein bisheriges Lieblingsblatt bekommen. Es ist eben alles anders als er seit 16 Monaten täglich gelesen hat, und seine auf Druckerschwärze fest gegründete Weltanschauung muß ins Wanken kommen. Er erfährt mit Erstaunen, daß Deutschland heute vom ersten bis zum letzten Mann weiß, daß es nicht nur nicht besiegt werden wird, sondern, daß der große Sieg nur noch eine Zeitfrage ist. Wenn also diese erste Grundtatsache festgestellt worden ist, ergibt sich die Korrektur des neutralen Weltbildes von allein, und es bleibt diesem geistig ganz gefunden, aber leider bisher nur theoretisch in Erscheinung getretenen Neutralen nur übrig, noch die eine große Entdeckung zu machen, daß die Deutschen genau so sind, wie sie vor dem Kriege waren, daß sie sich auch während des ganzen Kriegstaumels treu geblieben und nach wie vor das objektivste Volk der Erde sind.

In allen Cafés und Wirtshäusern wird man Leute finden, die mit Seelenruhe die „Times“ und den „Matin“ und manches andere feindliche Blätter lesen. Man kann in Deutschland französische Kriegsfilms sehen und für seine Kinder alle Arten feindlicher Bleisoldaten mitbringen mit den Uniformen der ganzen farbigen Entente, vom Engländer bis zum Buschmann.

Wenn der theoretische Neutrale auch mit gebildeten Deutschen in Berührung kommt, wird er vielleicht zu seinem Erstaunen immer noch manches würdige Wort über Frankreich, vielleicht sogar über England hören. Wenn er vorher in Paris gewesen ist und Vergleiche zieht, wird er erstaunt sein; denn was er in Paris und auch in London über den einzelnen Deutschen gehört hat, war selten etwas anderes, als Verächtliches und Gemeines.

Dieser Objektivismus, den die Deutschen vielleicht nur in ein paar Kriegswochen verloren hatten und den sie seitdem voll und ganz wiedergewonnen haben, ist wohl der stärkste Beweis für das unerschütterliche Vertrauen in die eigene gefestigte Kraft.

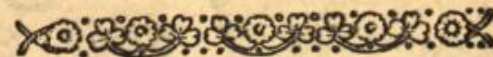
Es gibt kein Volk der Erde, das so tief herunter in allen Schichten das Streben nach objektiver Gerechtigkeit besitzt, ein Streben, das heute mitten im Kriege die Gewißheit gibt, daß alle Kriegswirklichkeit das so lebende Sehnen nach der klaren Höhenluft des reinen Gedankens nicht hat unterdrücken können. Dieser Objektivismus den Feinden gegenüber, der über allem Schmutz und Haß, mit dem man uns bewirft, hinweg auch beim Gegner nach den inneren Beweggründen forscht, statt einfach und instinktiv zurückzuhaften, ist vielleicht der einzige Beweis, der heute schlüssig dafür geführt werden kann, daß wir immer noch wie vor 120 Jahren das Volk der Dichter und Denker sind.

Ob in diesem hohen Vorzug, den wir gegenüber den anderen haben, nicht auch der Grund dafür verborgen liegt, daß unsere kulturpolitische Auslandspropaganda eine so geringe Ueberzeugungskraft besaß, ist eine Frage, die einmal gründlich untersucht zu werden verdient. Man darf nicht vergessen, daß es kein Zufall war, daß unsere äußere Weltgeltung niemals geringer war als damals, als Deutschlands Dichten und Denken auf der Höhe stand, und Deutschland mit uneigennützigster Objektivität das geistige Gut aus aller Herren Länder sammelte und neu verteilte.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß viel von diesem Geist, der nur für Deutschland paßt und sich durchaus nicht zur

Ausfuhr eignet, in die deutsche kulturpolitische Auslandspropaganda hereingekommen ist und ihre Durchschlagskraft gebrochen hat.

Wir haben eben bisher noch nicht klar erkannt, daß kulturpolitische Auslandspropaganda bei den Engländern und allen übrigen Völkern stets und ständig Kultur im Dienste der Politik ist, d. h. ein in der hohen Schule der Politik scharf zurechtgerittener Idealismus, aus dem alles entfernt worden ist, was als Tummelplatz für ideologische Phantasien dienen und die beabsichtigte rein politische Wirkung beeinträchtigen könnte.



Verse.

Von M. v. Konarski, Wiesbaden.

Junges Blut.

Ins wilde Rußland zog hinein
Mit frisch' und frohem Wagenut
Und färbt' bald rot den grünen Rain
Ein junges, ein so junges Blut.

Ein Mägdlein schluchzt im Kämmerlein
Ich hatt' ihn lieb, er war mir gut,
Was tu' ich auf der Welt allein,
Ich junges, ach ich junges Blut!

*

Das Schreiten.

Ungezählte Füße gehn und wandern
Tag und Nacht in Polen und in Glandern,
Schreiten durch die deutschen Heimatlande
Ueber Aeder, tief im Küstensaude,
Von den Pflastern hallen schwere Schritte,
Ueber Brücken dröhnen erz'ne Tritte,
Ueber weißverschneite Wiesenweiten
Geht das zuversichtlich' feste Schreiten,
Durch die Wasser, die vom Himmel fallen,
Hör' ich Schritte, ehern — endlos — hallen,
Wenn sich Nacht und Nebel um uns breiten,
Immer schallt das unbeirrte Schreiten.

In dem stetig gleichen Schritt und Tritt
Wandert eines Volkes Liebe mit:
Deutsche Frauenherzen, die das Schreiten
In dem Takt der Sehnsucht still begleiten.

In dem stetig gleichen Schritt und Tritt
Wandert eines Volkes Hassen mit:
Deutscher Männer Stolz und heiliger Zorn,
Der zur Wehrkraft Stachel gab und Sporn.

In dem stetig gleichen Schritt und Tritt
Wandert Deutschlands stärkste Schutzwehr mit:
Eine panzerfeste Zuversicht,
Die vor keinem Feindesdräu'n zerbricht.

Ungezählte Füße gehn und wandern
Durch das deutsche Land — durch Polen — Glandern,
Immer hör' ich sie — mit ist nicht bang —
Schicksal, gehe deinen Weltengang!



Robinson zwischen den Fronten.

Von Artur Brausewetter.

Ich hatte die Obliegenheiten meiner Reise zum größten Teil erfüllt. Gehoben noch durch manche große Eindrücke, war ich in die Stadt gekommen, die das nächste Ziel meiner

fahrt bildete, hatte den Abend frei und wollte, was ja nun einmal die Eigentümlichkeit des Schriftstellers ist, etwas erleben, etwas, was sich im Alltagsgetriebe des Lebens nicht so leicht findet, wozu hier, in der kriegsbewegten Fremde, vielleicht eher Gelegenheit gegeben war.

„Dazu kann ich Ihnen verhelfen,“ meinte der Herr, an den ich gewiesen war, „ich werde Sie zu dem Probst einer russischen Diözese führen. Er ist der einzige, der hier in der schweren Zeit ausgehalten, der die ganze Belagerung und Beschießung der Stadt mitgemacht und auch jetzt noch unter abenteuerlichen Bedingungen hier lebt.“

Eine lange Wagenfahrt am mondlichtumspielten Njemen entlang. Der Fluß, stellenweise stark versandet, ist dennoch von Schiffen belebt, die dank der Vortrefflichkeit der deutschen Verwaltung ihre regelmäßigen Fahrten wieder aufgenommen. Langsam kommt eine feine Bahn gezogen, langsam gegen das rasende Tempo, mit der unsere kleine russische Droschke mit den ständig galoppierenden Rappen ihrem Ziele entgegenstrebt. Drüben schimmern im schwermütig bläulichen Licht die steilen Höhenlinien, die die starke und natürliche Befestigungen des Ortes bilden.

Eine weiße Kirche, sichtbar zerschossen, ragt mit gähnen- den Fensterrahmen und gleichfalls beschädigtem Turm aus dem magischen Abendlicht. Die Droschke hält, wir sind am Ziele. Durch ein hohes Portal geht es über eine Art von Vorhof auf ein Gebäude zu, das Pfarrhaus. Wir pochen. Keine Antwort. Wir werden dringlicher. Endlich eine Stimme wie Grabesstimme aus dem Keller. Wen man suchte? „Den Herrn Propst.“ Er höre schwer und sei wohl in seine Arbeit versunken. Wir möchten an die Fenster klopfen.

Da gleitet ein matter, sich bewegender Lichtstreifen durch die dunklen Räume des Innern, ein schlurfender Schritt naht, umständlich wird die verbarrikadierte Tür geöffnet. Ein alter Mann mit hoher Schläfe, durchgeistigtem Gesicht und ungepflegtem, langwallendem weißen Barte tritt uns entgegen, auf das höchste erstaunt, in seiner Einsamkeit Menschengesichter zu sehen, Menschenstimmen zu hören. Ein wunderbares Gewand, ein Mittelstück von Kutte und Mantel, umschließt tonnenartig den Körper. Er führt uns in einen Vorraum. Die Fensterscheiben fehlen hier zum Teil, es ist grimmig kalt. In der matten Beleuchtung, die das kleine Licht in der Hand des Alten in den weiten Raum gebracht, sieht man gleichwohl, wie lange hier keine ordnende Frauenhand gewaltet. Ein großes Buch, in das die Namen der Beichtkinder eingetragen sind, liegt aufgeschlagen auf einem runden Tisch mit vergilbter Decke.

Mein Begleiter hat sich wichtiger Dienstgeschäfte halber verabschiedet, ich bleibe mit dem Alten allein. Er führt mich in sein Arbeitszimmer.

Auch hier sind die Fenster zerstört. Aber er hat den alten Kamin geheizt, und die Fenster mit Papier sorgsam verklebt. Auch einige neue Rahmen hat er gezimmert. Um uns herum ein wunderbarer Wirrwarr. Bilder von Geistlichen, einzeln oder in Gruppen an den Wänden, auf dem Schreibtisch Papier, Bücher, Urväter Hausrat dazwischen gepfropft, Hammer, Sagen, Töpfe, Tiegel, Farben, ein Samowar darüber thronend, alles nur in Umrissen in der matten Beleuchtung erkennbar, die noch immer das eine schwelende Licht hergeben muß. Aber jetzt bringt er auch eine wehmütig brennende Petroleumlampe herbei, die freilich kaum eine größere Helle verbreitet.

In vollster Weltabgeschiedenheit lebt der Mann, ein deutschsprechender Balte, der Geistliche der deutschen Gemeinde und Propst einer Diözese hier. Seine Pfarrer sind ausnahmslos geflohen oder vertrieben und im ganzen Land zerstreut, von seinen Kindern, deren er eine größere Anzahl, zum Teil verheiratet, besitzt, hat er keine Ahnung, seine Frau ist längst gestorben. Eine größere Einsamkeit inmitten des flutenden, kämpfenden Lebens ist nicht denkbar.

Aber kein Wort der Klage kommt über seine Lippe. Der Alte ist ein Weiser. Er nimmt es, wie es kommt und sucht allem seine Reize abzugewinnen. „Variatio delectat. Immer dasselbe Leben in Behaglichkeit und selbstverständlichem Besitz ermüdet. Vor allem, es ist Gottes Fügung.“

Wie es gekommen, daß er allein in der belagerten und beschossenen Festung bleiben konnte, während der Kommandant alle anderen, die Deutsch sprachen, auch seine Angehörigen, aus ihr entfernte? „Die Baptisten und Methodisten kamen zuerst an die Reihe, dann die deutschen Meister der Fabriken, die Männer, später auch Frauen.“

Es war eine böse Zeit. Kein deutsches Wort durfte gesprochen werden. Als ich mit den eingelieferten deutschen Verwundeten in den Lazaretten natürlich Deutsch sprach, erregte ich sofort Unwillen und wurde verdächtig. Eines Tages erhielt ich denn auch den Ausweisungsbefehl. Innerhalb von 24 Stunden sollte ich die Festung verlassen haben, widrigenfalls ich mit Gewalt herausgetrieben würde.

So machte sich der Alte reisefertig. Wohin er den Schritt lenken soll, er weiß es nicht. Er hat niemand. Ob er hier umkommen wird oder in der Fremde, es ist schließlich alles gleich. Gottes Wille geschieht hier wie dort.

Da kommt ihm etwas Unerwartetes zu Hilfe. Als er kurz vor dem Abschied seine Papiere ordnet, fällt ihm ein vom Zaren bestätigter Erlass des Ministers in die Hände: Ein Geistlicher habe bei einer Belagerung der Stadt, ja, beim Eintritt der Feinde sein ihm verordnetes Amt nicht zu verlassen, sondern bei seiner Gemeinde auszuharren.

Die militärische Abordnung, die den Ausweisungsbefehl des Kommandanten vollstreckte und den alten Pfarrer hinter die Front befördern soll, erscheint. Der Propst zeigt ihr den Erlass des Zaren. Seitdem wagt man ihn nicht mehr zu behelligen.

Die Deutschen dringen vor. Die Stadt wird belagert und beschossen. Zuerst die Forts. Dann hageln die Geschosse und Granaten in die Stadt selber hinein. Der Alte harret aus. Seine Kirche und sein Haus, hart am Njemen gelegen, kommen in die unmittelbare Feuerlinie. Der Alte rührt sich nicht vom Fleck. Er geht auch nicht in den Keller. Ruhig arbeitend und lesend sitzt er mutterseelenallein in seiner Klausel.

„Ich dachte immer an das Psalmenwort, über das ich in dieser Zeit so manches Mal meinen paar Leuten gepredigt: „Wer unter dem Schutze des Höchsten sitzt . . .“ Und es ist mir ja auch immer gut gegangen. Nur einmal bekam ich einen nicht geringen Schreck. Als die Russen die große Eisenbahnbrücke da drüben dicht an meinem Hause, ohne mich im geringsten vorzubereiten, sprengten und mein ganzes Haus krachte, als wollte es auseinanderbersten. Ein Stück vom Fensterrahmen da drüben flog mir an den Kopf . . . hier habe ich noch die Schramme.“

Und nun erzählt er, wie die Russen zehn volle Monate an dieser Brücke gearbeitet, während die deutschen Pioniere sie ebensogut innerhalb von kaum acht Wochen hergestellt haben.

Er merkt, daß ich mit einer gewissen Neugierde noch immer sein wunderliches Gewand betrachte, über das ich nicht ins reine zu kommen vermag.

Es ist ein alter Talar, den mir mein Vater vor fünfzig Jahren schenkte, als ich das erste Mal predigte. Ich habe ihn mir wattiert und auf einfache Weise zum Hausrock umgearbeitet. Jetzt in der Kälte tut er mir gute Dienste.“

Er ist damit beschäftigt, das alte Gewand, in dessen Innerem eine Ratsversammlung von Motten tagt, auszuwickeln, denn wir haben ihn eingeladen, mit uns zur Nacht zu speisen, da müsse er sich „fein machen“, was ihm sehr, sehr lange wohl nicht vorgekommen ist. Der Ueberrock, den er nun wählt, mag wohl auch sein fünfzigstes Jubiläum hinter sich haben, aber der ausdrucksvolle Kopf und die klug und warm leuchtenden Augen lassen auf die Kleidung kaum achten.

So schreiten wir durch die engen Straßen der alten Stadt, über die voll und friedlich das weiche Mondlicht flutet. Die Häuser sind hier meistens heil und ganz unverfehrt. Er erzählt, daß die Russen die Stadt früher nur nach der ersten Silbe genannt und das o am Schluß erst hinzugekommen sei, als diese Erdung für russische Orte allgemeine Mode geworden. Auch von den vielen Deutschen in der Stadt und im ganzen russischen Reich spricht er; wie sie früher so tüchtig und fleißig und allen Russen so

weit voran gewesen wären, bis einige von ihnen dann im Laufe der Zeiten gerade von den wenig guten Eigenschaften der Russen nicht unberührt geblieben: der Trägheit und Grobheit.

Der einzige Lugas, den der Alte in seinem Robinson-Leben sich gestattet, und dem er freilich recht üppig fröndet, ist das Schnupfen. Unaufhörlich nimmt er die kleine Dose von unbestimmbarer Farbe in die Hand und saugt wollüstig die schwarze Masse in die stark erweiterten Nasenlöcher. „Der Teufel im Leben ist der“, meint er wie zu seiner Rechtfertigung, „daß niemand etwas gegen seine Veranlagung kann, nicht einmal gegen das Schnupfen.“

Er erzählt noch von seiner Gemeinde, die in guten Zeiten 4000 Seelen betragen, während er jetzt manchmal nur vier Personen in seiner Kirche gehabt. Dann, als wir unserm Ziele schon ganz nahe sind, etwas, das den ganzen Abend in meinem Innern haften bleibt: Wie die Russen sämtliche Glocken aus der Stadt entfernt hätten, bis auf eine einzige, die sie nicht mehr herauszuschaffen vermochten. Und diese diente dazu, dem Einzuge des Deutschen Kaisers zu läuten.



Ein altes Reiterlied.

Von Heinrich Heine.

Musmarsch.

„Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus,
und du, mein Schatz bleibst hier.“

Der Trompeter bläst das alte Lied. In ihren Sätteln recken sich die Ulanen. Die Hufe der Pferde klappern über den festgestampften Boden. An den letzten Häusern der Stadt vorbei geht's auf den Bahnhof los. Oben am Himmel blinkt eine helle Sonne, eine Sonne so voll Frieden, daß man nicht begreifen mag: Nun geht es an mit dem Krieg und dem Morden.

Rote Rosen haben die Reiter ihren Pferden an die Stirnriemen gesteckt. Und rote Rosen tragen sie selber am Rock, vor der Brust, wie Blutstropfen hebt es sich ab von dem gedeckten Grau.

Ein kleines schwarzlockiges Mädchen, zierlich und hübsch, in einem geschmackvollen dunklen Kleid, steht mit nassen Augen an der Straße, wo die Reiter vorbei müssen. Ganz in der Sonne steht sie, und die Sonne streichelt ihr übers Haar und übers Gesicht. Leis gehen im Wind die Blätter der wenigen graubestaubten Büsche im Vorgarten.

Und von den Reitern einer, ein junger Mensch mit frischem Knabenhaftem Gesicht und treuen blauen Augen, aus der Reihe heraus winkt er dem schwarzlockigen kleinen Mädchel. Und sie grüßt zurück hell blitzt es einmal auf hinter ihren dichten Wimpern. Ein paar der andern Reiter lächeln und nicken ihr zu, eine Frau neben ihr drängt sich hart an ihren vorbeireitenden Mann und gibt ihm noch ein Päckchen Wegzehrung mit aufs Pferd, — sie achtet es nicht. Achtet auch nicht auf die Menge, die ihre ausziehenden Ulanen zu beiden Seiten der Straße jubelt. Nur auf den einen grauen Rock sieht sie hin, bis er undeutlich verschwimmt unter all den andern. Dann bleibt nur die Staubwolke in der Luft zu erkennen hinter den trappelnden Hufen.

Müde geht sie heim, sitzt später allein im Garten. Sie denkt an die Tage zurück, wo er zu Besuch bei ihr und ihren Eltern war, sucht die Stellen, wo sie zusammenstanden, sich küßten. — Von der Straße her kommen Soldatenlieder und ein verworrenes Geseum von Stimmen. Im Westen neigt sich die Sonne, der Himmel brennt rot wie von Blut.

Hinterm Wald braut Abendnebel. Wie kleine Glühwürmer flackern durch die Dunkelheit weitab die Lagerfeuer. Die Ulanenpatrouille hält sich unterm Laubdach verborgen, leis wiehert einmal ein Pferd, aber im stürmischen Brausen des Windes, der an den Blättern zerrt, Regentropfen niederklatschen läßt, erstirbt der Ton. Ganz heimlich klirrt eine Waffe. Ein Nachtvogel krächzt und fährt auf, durch die Zweige raschelt es. Irgendwo ein verllorener Schuß. Wie im Manöver ist es sonst eigentlich.

In die Dunkelheit hinein träumen die Reiter ihre Heimatgedanken. Aus der Nacht und dem Schweigen kommen sie herauf, im fremden Land, vertraute liebe Gestalten. — Der junge Ulan wie ein Standbild von Erz auf dem Pferd, die Lanze gegen den Reitsattel gestemmt, er lächelt glücklich und denkt an ein schwarzlockiges Mädchel, an einen letzten Abschiedsgruß und einen Blick, feuchtglänzend unter dichten Wimpern. Weit dehnt sich seine Brust, tief atmet er, das junge Leben schlägt ihm in den Adern. Wenn es erst hell wird, junger Tag und ein frisches, stürmisches Reitergefecht. Ihm ist, als komme die Vergangenheit aus seinen Erinnerungen auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen — und wolle es ihm bringen, das sonnige Glück. Zum Kampf, zum Sieg.

Der Regen plätscht in vereinzelten Tropfen, hinterm Wald braut der Nebel auf der Ebene. Und irgendwo versteckt liegen da still und schweigsam die feindlichen Schützen, recken Kanonen ihre eiserne Hälse.

Daheim schaut ein Mädchen vielleicht aus dem offenen Fenster zum Himmel auf, zittert zusammen bei jedem Stoß des Windes, angstvoll zuckt ihr Herz. — In den Schützengräben strecken sich die Soldaten nach langen Tagemärschen und wickeln sich fest in die Mäntel. Leise Anrufe wechseln bei den Posten.

*

Ein heller, stürmischer Tag, weiße zerfetzte Wolken jagen am Himmel. Taufrisch ist der Boden noch vom Regen der verfloffenen Nacht. Zum Kampf bereit halten die Reiterabteilungen. Die Pferde, wie ungeduldig, werfen sich gegen den Zügel, schlagen die Erde, springen, bäumen. Hohl dröhnt aus den Bergen der Kanonendonner wieder.

Hinter einer kleinen Anhöhe weitausgebreitet ein grünes Feld, wie geschaffen zum Reiterkampf. Da drüben blitzt etwas wie der Metallschmutz feindlicher Uniformen. Franzosen sind's und berittene englische Garde. Heiß schlägt das Herz unter den grauen Röcken der deutschen Reiter. Hier und dort falten sich die Hände in stummem Gebet. An der Anhöhe hält der Stab, bewegungslos in der Mitte die kurze, gedrungene Gestalt des Kommandierenden; hart die Zähne zusammengepreßt, die Stirn gefurcht, in den Fingern das Visierglas, bewegungslos hält der General. Ein seltsamer Ruhepunkt im Brausen der erregten Köpfe, mit kühlem, gelassenem Blick mißt er die Entfernung.

Zwischen den Kanonendonner rattern Maschinen-gewehre, krachen Infanteriesalven. Allgemein ist die Schlacht geworden. Bis an die fernsten Berghänge wirft sich der Schall.

Und nun eine kurze Bewegung des Kommandierenden, — schon ist eine Granate dicht vor ihm zerplatzt, ihn selber und sein Gefolge mit einem Erdhagel überschüttend. Auf schnaubendem Pferd mit langen Zügeln jagt der Adjutant herunter.

In den Sätteln recken sich die Reiter, gleich an der Führung die Ulanen, und der junge Ulan mit den treuen, blauen Augen in der ersten Reihe. Durch den Höllenlärm der Schießerei schmettert das wohlbekannte Signal: Galopp! Die Lanzen eingelegt und über Stein und Geheiß! In der Mitte des Talfessels staut sich der wilde Anprall, wird zu einer riesigen, scheinbar hin und her flatternden Wolke — einen Augenblick. Dann lösen sich aus dem Knäuel dunkle Flecke los, stieben auseinander, blut- und staubbedeckte reiterlose Pferde, auf dem Rücken nur noch die Paddel. Ein hartes, knirschendes Geräusch geht durch die Luft, das unheimliche Aufeinanderschlagen von Eisen auf Eisen.

Der Mittag steigt, von Zeit zu Zeit verhüllt sich die Sonne. — In Flucht jagen die ersten feindlichen Reiter aus dem Gewühl, einer, mehrere, scharenweise zulezt.

Langsam erstickt auch das rollende Geschützfeuer in den Bergschluchten gegenüber. — Schwächer wird der Widerstand, zur Entscheidung neigt sich die Schlacht, und nun —

Rauschende Trompetenstöße. Verfolgung. Unser der Sieg. Geworfen der Gegner, seine Stellung verlassen, wirft sich auf seine Festungen in wilder Hast. Der Tag war voll Ehre.

Und daheim sieht ein Mädchen in die wechselnde Sonne, ringt die Hände zusammen und betet: „Herr Gott im Himmel, erhalt ihn mir, nimm ihn mir nicht!“

Abendrot. Die müde Sonne kämpft noch immer gegen die fliegenden Wolken. Im Gras ausgestreckt liegen die Helden, starr und tot, neben ihnen ihre Waffen.

Patrouillen reiten über das Schlachtfeld. Nur leise raunen sie einander zu, aber in ihren gedämpften Stimmen klingt der Jubel des ruhmvollen Tages.

Ehre und Preis den Toten, die starben, treu der Pflicht, — In einer kleinen ausgefahrenen Rinne mitten im Feld liegt der junge Alan, nur ein einziger roter Blutstropfen ist an der Brust durch den grauen Waffenrock gesiebert. Ruhig liegt er mit offenen Augen, blinzelt durch die Lider wie ein müdes Kind, wenn es Zeit wird zum Schlafen gehen. Einen Büschel Gras hat er mit der Hand ausgerissen. Neben ihm wartet traurig sein gutes Pferd, läßt den Kopf hängen, mit den Nüstern schnuppert es über seinen Reiter. Schwer duftet das nasse, zertretene Gras.

Der Arzt kniet bei dem Verwundeten und hat ihm den Rock aufgeklopft. Still sieht der Alan durch die Lider. Kaum vernehmlich ist's, als er fragt: „Haben — wir — gesiegt?“

„Wir haben gesiegt,“ sagt der Arzt, und in den Augen des Todwunden brennt ein plötzliches Feuer. „Den Brief — hier — in der Tasche — an der Brust — lassen Sie — ihn heimbringen, — ich bitt' drum — bald — werd ich — ich auch — heimkommen — bald, — wenn — ich — stärker sein werde, — muß schlafen — jetzt —“

Und dann schließt er die Augen. Aus der Ferne Hörnerklang. Ein schönes Sterbelied. Der Himmel steht ganz in klarem Feuer. Zerschossene Häuser brennen rings um. Ein letzter Atemzug verweht. Abendrot.

In die Nacht hinein weint ein Mädchen um sein verlorenes Glück. Auf dem Tisch liegt der Brief, und die Schrift ist ganz von Tränen verwischt. Draußen ein schwermütig Lied und der gleichmäßige Tritt neu abrückender Truppen. Sie geht zum Tisch und liest noch einmal. Sie kennt doch schon auswendig, was auf dem zerknitterten Blatt steht.

„Wir sind am Feind, erwarten morgen die große Schlacht. Wir werden siegen, diese Hoffnung haben wir alle. Viele von uns werden ja noch bluten müssen, aber an den Tod denken wir gar nicht und sind so lebenslustig wie nur je. Und ich, ich freue mich auf mein erstes Gefecht. Sei nicht traurig, jede Kugel wird nicht treffen, und gewinnen wir den großen Sieg, vielleicht wird's bald mit dem Krieg zu Ende sein, dann komme ich wieder. Wir glauben alle, daß wir sie bald unterkriegen. Und du, denk manchmal an mich —“

Auf dem Unschlag daneben, wo er ihn an der Brust getragen hatte, ist ein Fleck rotes Blut, deutsches Soldatenblut.

Von der Nacht herein weht der stille Hauch des Todes.



John und Mary.

Eine deutsche Geschichte von Maria Stöna.

Johannes wurde auf einer Reise seiner deutschen Eltern in England geboren; sie nannten ihn daher gern einen geborenen Engländer. Er wurde John gerufen, erhielt eine halb englische Erziehung, trug englische Kleider, englische Stiefel, ritt englische Reitpferde und liebte Football und Lawn Tennis vor allem darum, weil er sich in englischer Art in diesen Spielen ausleben durfte.

Als er in Bremen in das Kaufherrengeschäft seines Vaters eingetreten war, um den großen Welthandel mit Reis, Tabak und Baumwolle annähernd verstehen zu lernen, verwandte er seine freie Zeit nur zu Ausflügen nach London. Er fühlte sich vollkommen Engländer. Er rasierte den Schnurrbart nach englischer Mode zu einer Zeit, da noch jeder Deutsche ihn des morgens in der Binde straffte, und rasierte sich zweimal täglich, damit sein Kinn glatt sei, wie das einer englischen Lady. Alles Deutsche erschien ihm plump, nur das Englische vornehm.

Eigentlich wollte er eine Engländerin heiraten, aber da widerfuhr es ihm, daß er sich bei einer Reise nach Oesterreich in eine bildhübsche, heitere Wienerin verliebte, die Tochter eines reichen Mannes im Cottage. Das Wort versöhnte ihn mit Wien. Mizzi hatte Lippen wie Rosenblätter, eine feine Haut und große dunkle Augen. Mit ihrem Lächeln erquidte sie alle, mit ihrem Verstande belästigte sie keinen. Mizzi wurde in England geheiratet und kam nach Bremen, um dort als Mary zu erwachen.

Ihr Heim war genau einem Schlosse in Schottland nachgebildet, ihre Wohngeräte stammten aus London. Mary wandelte sich sofort zur Engländerin.

John wünschte, daß der Haushalt im englischen Stil geführt wurde; man hatte Mittags ein Luncheon, bei dem man kaltes Beef and ham and eggs und nahm das Dinner um sechs Uhr. Mary schwelgte mit ihrem John um die Wette, wenn ein Gast entzückt ausrief: „Bei Euch geht's aber ganz englisch zu!“ Das sagten zumeist solche, die nie in England gewesen waren.

Im Volksmunde hieß Johns Haus am Wall — „die englische Villa“.

Seine Freunde fragten John, warum er nicht ganz nach England übersiedle. Er blieb die Antwort schuldig, denn er konnte nicht gut sagen, daß ihn — das deutsche Geld in Deutschland halte. Hier hatte sein Großvater den Grund zu dem Familienvermögen gelegt, im deutschen Handel fühlte sich John sicher und hatte nicht die geringste Lust, sich in den englischen Wettbewerb zu wagen. Zum Verdienen war ihm Deutschland gerade gut genug.

Im Geschäft mußte er sich als Deutscher gebärden, doch wenn er an der Gittertür seines Hauses stand, fühlte er alle deutsche Last von sich abfallen und schritt erhobenen Hauptes in sein englisches Home. Der schwarzgekleidete Londoner Diener nahm ihm schweigend den Ufster ab. Durch einen Blick in den Spiegel erfreute sich John täglich aufs neue an dem verschlossenen, unnahbar strengen Ausdruck seines Bedienten. Der sah seinen Herrn niemals an und bemerkte doch sogleich den geringsten Fehler seines Anzuges.

Charles hatte bei einem wirklichen Lord gedient; diese Vergangenheit schätzte John am meisten an ihm. Charles oblag es, das ganze Haus in den englischen Stil zu leiten. Mit der Hausfrau war es am schwierigsten, sie fiel oft in das Wienerische zurück. Aber Charles Verbesserungen waren unsagbar fein. Einmal hatte die Herrin während des Essens Charles einen Auftrag gegeben. Er beachtete ihn nicht. Nach dem Luncheon näherte er sich ergeben: „Befehle Madam vielleicht etwas?“

Sie verstand.

Mary hatte einem Knaben und ein Jahr später einem Mädchen das Leben geschenkt. Beide wurden natürlich Babies genannt und bekamen sogleich eine englische Nurse, die sie in die Geheimnisse des Daseins einführen sollte.

Im Kinderzimmer wurde selbstverständlich nur englisch gesprochen, damit die Kinder ihre Aussprache nicht

an deutschen Worten verderben. Wollte Mary mit ihren Kindern spielen, da zog die Nurse eine lange Nase. Madam verdaß die Babies. Es war am besten, Madam mischte sich nicht in die Erziehung, sie, Miß Shuttleton, sei für die Erziehung verantwortlich, sie habe in ihrem Leben schon die Kinder von sechs Lords erzogen und drei Herzoginnen. . . Und das alte Gesicht unter der weißen Haube sah faltiger drein als je. Mary flüchtete. Kam sie in die Küche, dann wurde sie mit befremdetem Erstaunen betrachtet: „Was wollte Madam in der Küche? Machte die Köchin nicht allabendlich im Drawingroom ihre Vorschläge für den nächsten Tag?“ Mary fühlte, daß sie in der Küche nur störend wirkte.

„O John“, seufzte sie eines Abends, „ich glaube, die Ueberflüssigste in meinem Haushalt bin wohl ich.“

John küßte sie: „Denke, Mary, wie viel du zu tun hast — du mußt dich pflegen!“

Ach ja, das war ein neuer Jammer. John wollte, daß sie schlant werde, ihre Linien waren ihm nicht englisch genug. An jedem Morgen kam die Masseuse und Mary stöhnte.

Alles, was sie in Wien bevorzugt, war ihr verboten. Sie durfte keine Mehlspeisen essen, keine Kuchen, Dampfnudeln, Zwetschentödel — John suchte immer eine Einte an ihr, die dem Kineal gleichen sollte — ach, und Mary war rund wie die Erdbeere, wie jede Frucht rund ist.

Eines Abends saß John im Smoking in seinem roten Klubfessel wie in tiefer lederner Badewanne und freute sich an Mary, die im neuen englischen Kleid vor ihm auf und nieder ging. Man merkte kaum mehr, daß sie Hüften hatte.

„Ausgezeichnet“, rief er, „Splendid! very fine — indeed — ganz ladylike —. Ich bewundere dich. Meine kleine Mary, so wollen wir dich photographieren lassen und das Bild an Mama nach Wien schicken — kein Mensch erkennt dich mehr.“

„Gott sei Dank!“ rief Mary, „ich hab's erreicht! Aber darf ich mich nun einmal französisch anziehen?“

„Nein, Kind — um Gotteswillen, du störst mir den ganzen Stil!“

„Oder deutsch?“

„Brrr!“ Er schüttelte sich. „Ihr habt doch gar keine deutsche Model!“

„Das ist höchst merkwürdig“, sagte sie. „Im Mittelalter haben wir so schöne Trachten gehabt, denke doch an die deutschen Ratsherren, an die deutschen Burgfrauen — und nun haben wir diese ganze schöne Eigenart verloren — schade!“

„Es ist gar nicht schade“, meinte er, „denn wir haben durch England so viel gewonnen — mehr als wir je verlieren konnten!“

Er zog eine Havanna vor und zündete sie an. Er war sehr gut aufgelegt. Ob ich's wage? dachte Mary. Sie wollte ihn schon lange um etwas bitten. Die englischen Seebäder auf der Insel Wight und Man, die sie alljährlich besuchten, langweilten Mary. Man lernte keine Menschen kennen und gab sehr viel Geld aus.

Sie schmiegte sich an John. „Geh' Schatzerl“, bat sie, „möchtest du mir eine Bitte erfüllen, weil ich so brav mager geworden bin?“

„Du hast ein gutes Training gemacht.“

„Laß mich zur Belohnung im Sommer an die Ostsee mit dir fahren — die soll so schön blau sein!“

„Nein, Kind — dort mopsen wir uns zu Tode!“ sagte John. „So ein deutsches Seebad ist das langweiligste, das du dir nur vorstellen kannst. — Diese Böden am Strande — entsetzlich! — und die Mütter — ich glaube gar, es gibt noch welche, die stricken. . .“ Es schüttelte ihn wieder.

Seufzend schwieg sie.

*

Drei Jahre waren vergangen. Es kam der Sommer 1914. Mary und John hatten die letzte Season in London zugebracht und waren im Juli nach Bremen zurückgekehrt. Da ballten sich finstere Wolken am politischen Himmel und mit einem Male zogs wie hallender Donner aus dem alten

Oesterreich über die erschauernden Lande.

Mary saß mit John nach dem Luncheon im Rauchzimmer, als er ihr die unheimlichen Berichte der Zeitungen vorlas. „Das klingt ja ganz bedrohlich“, sagte er, „ich glaube, nun rafft Ihr Euch aber gehörig auf.“

Mary griff nach dem Blatt. „Sie werden doch nicht“, meinte sie besorgt.

Das Unerwartete geschah. Die Kriegsfackel loderte auf. Nun begann es über ganz Europa zu wetterleuchten, immer unheimlicher drohten die Wolken, und schwarz zog es sich von allen Seiten zusammen.

„Zu einem Weltkrieg kann es absolut nicht kommen“, sagte John und strich mit dem Goldfinger über seinen schmalen Nasenrücken hin. „England, das beim Balkankrieg alle Gegensätze versöhnte, wird auch jetzt irgend ein Erlösungswort finden, das die große Spannung von Europa nimmt. Paß nur auf, Mary, es löst sich alles in Wohlgefallen.“ Er trug heute einen neuen Cutaway. Sein glattrasiertes Gesicht lächelte beruhigend. „Die Engländer sind die geborenen Staatsmänner — nee, die lassen uns nicht im Stich — nööö —“

„Wenn du dich nicht irrst, Hans!“ Zum erstenmal sagte sie Hans.

„Ich bitte dich — beleidige mein Ohr nicht mit dem häßlichen Wort.“ Er stand unwirsch auf. „Mit Frauen kann man nicht über Politik reden. Beweis die Suffragetten, die England geradezu kompromittiert haben in den letzten Jahren.“ Die Suffragetten waren die einzige englische Bewegung, die John verachtete.

An einem der nächsten Morgen stürzte Mary in Johns Schlafzimmer.

„Um Gotteswillen, Hans — Hans. . .“, schrie sie — „wach auf! Draußen steht es angeschlagen und die Leute schreien es in den Gassen: „England hat Deutschland den Krieg erklärt!“

John griff nach dem englischen Riechsalz, das neben seinem Bette stand. „Was sagst du, ist das möglich?“ stammelte er. „Aber, was sagen denn Sir Edward Grey und Asquith — du irrst dich — Mariechen —“

Hans — es ist zum Verzweifeln! — Und unsere englische Villa — die Leute stehen vor dem Hause und nehmen drohende Mienen an — die Köchin hat mir gekündigt. — „Nee, Madamken“, sagte sie, „da kann ich nicht mit, Ihr Herr is 'n Engländer und die Engländer sind unsere Feinde!“ Auch das Stubenmädchen packt schon — und Charles will nach London fahren mit der Nurse, sie sagen, daß du ein Deutscher bist und daß sie nach England zurück müssen — heute noch —“

„Nur ruhig Blut, Kind, nur ruhig Blut, wir ordnen alles — es wird nicht so schlimm sein —“

Mary weinte. Das blonde Haar hing wirr um die weiße Stirn. „Die Leute sagen, daß ich auch eine Engländerin bin, weil du ein Engländer bist. Wie komm ich dazu — ich bin immer eine Wienerin gewesen.“ — sie tat, als ob die Wiener ein Volkstamm wären — „und ich hab geglaubt, einen Deutschen zu heiraten — einen Engländer hätte ich überhaupt nicht genommen — und nun bringst du mich in eine solche Gefahr! Das ist unverantwortlich leichtsinnig von dir, Johann!“ heulte sie.

Er geriet über den Johann noch mehr in Zorn, als über ihre Vorwürfe. „Willst du wohl still sein“, rief er, „was ich tat, das kann ich auch verantworten!“

Eine brausende Woge von Menschenstimmen drang an sein Ohr. Er sprang ans Fenster. Da sah er die Straßen vor seinem Hause von einer erregten Menge überflutet, die zürnend und drohend auf sein Heim wies. Rufe wurden laut: „Der Engländer — Feind des Vaterlandes! Er soll hinaus — nur hinaus —“. John telephonierte sogleich an die Polizei, berittene Wachleute sprengten herbei und jagten die Menge auseinander. Köchin und Stubenmädchen waren nicht zu halten, sie zogen mit urdeutschem Gefühl ab.

Hans und Mariechen fühlten sich ebenso deutsch. Hans tobte über das verräterische England und wollte sofort aus einem Staatsverband treten, der sich so schamlos gegen sein Vaterland benahm.

„Ich bitte dich“, flehte Mariechen, „lauf nur sogleich zum Oberbürgermeister und zeige deinen Austritt aus der englischen Nation an!“

Feurig eilte Hans von hinnen und kleinmütig kam er zurück.

„Sind wir endlich Deutsche?“ fragte seine Frau mit heißer Spannung.

Hans schüttelte den Kopf. „Sie nehmen mich jetzt nicht auf — ich soll warten! Sei nur ruhig — es kann uns nichts geschehen — wir stehen unter dem Schutze der Behörden!“

„Warten!“ stöhnte Mariechen. „Das ist ja entsetzlich!“ Sie hatte gar kein Talent zur Geduld.

Nun mußte sie allein das Haus besorgen. Keine Köchin, kein Stubenmädchen war für die Engländerin aufzutreiben, kein schweres Geld vermochte die vaterländische Begeisterung abzuschwächen.

Mariechen kochte und Hans aß in Verzweiflung, was sie vorlegte. Sie wagten sich nicht auf die Straße.

Da die Kinder nur englisch sprachen, hielt Mariechen sie im Hause verborgen.

„Trachte nur, daß sie bald deutsch lernen!“ flehte Hans. „Na ja — ich hab's doch nicht gewollt — dein englisches Getue . . .“

„Nur jetzt keine Vorwürfe!“ Er hielt sich den Kopf. „Why is our father so angry?“ fragte der kleine William, der im englischen Matrosenanzuge allerliebste seine vier Jahre trug.

„Vater ist nicht böse, Vater ist gut!“ Sie zog ihr Herzblättchen an sich, die zarte Mund mit dem goldseidenen Lächeln. „Please — do say: „Papa ist gut — wirst du das wohl gleich sagen!“

Die Kinder, durch die ungewohnten Laute erschreckt, liefen heulend davon.

„Zum Glück wird der Krieg keine sechs Wochen dauern“, meinte Hans. „Das haben alle gesagt, daß ein Weltkrieg sehr schnell vorüber sein wird.“

Doch der September ging hin — und der Oktober — und noch immer flammte der Krieg.

Am Ende der ersten Novemberwoche pochte es vernehmlich an der Tür des einsamen Hauses. Mary öffnete — drei Polizeimänner traten mit scharfen, dröhnenden Schritten ein, blickten mit blühenden Augen um sich und begehrten den Besitzer der englischen Villa zu sprechen. John kam langsam und befangen aus dem Hintergrund hervor. „Sind Sie der englische Untertan John Weber?“

Wie schämte er sich bis in die Fußspitzen, daß er „ja“ sagen mußte. . . „Ich bin aber von rein deutscher Abstammung“, fügte er hinzu. „Meine Vorfahren lebten seit Jahrhunderten in Bremen und nur durch einen unglücklichen Zufall . . .“

Die Männer winkten ab. „Im Namen des Gesetzes erklären wir Sie als englischen Kriegsgefangenen.“

Hans sah starr auf Mariechen, die in ein lautes, urwienertisches Geheule ausbrach. „Mein Hanserl — mein einziges Hanserl!“

„Halten Sie sich bereit, in das Lager der Kriegsgefangenen abzumarschieren. Sie nehmen einfache Gefangenewäsche mit, einen schlichten Anzug und einen kleinen schwarzen Holzkoffer. Sie werden abgeholt.“ Stramm machten die Männer kehrt und gingen.

Hans schlotterten die Knie. Keines Wortes mächtig, sank er in den Klubsessel. Seine Arme hingen schlaff über die roten Lehnen. Mariechen fiel ihrem Gatten um den Hals.

„Hans! mein allerliebster Schatz! um Gotteswillen, das kann doch nicht sein — du — du ins Gefangenenerlager — aber weshalb denn? — ich will gleich zum Polizeidirektor . . .“

„Nichts darfst du tun!“ wehrte Hans leise. „Wir wollen gemeinsam alles versuchen.“

Ihm schauerte, der Frost schüttelte seine Glieder — einfache Wäsche — einen schwarzen Holzkoffer — und seine englische Silberttoilette, ohne die er nie reiste, seine Afterschaumseifen und Pasten, seine Nachthemden von indischer

Seide — die Pydjama — sein Morningdress. — Daß wankte er zum Fernsprecher.

Er rief seine Freunde an, seine einflussreichen Bekannten in der Stadt — sie versprachen das Möglichste zu tun. Den ganzen Tag stand er unter der Klingel des Fernsprechers und immer verzweifelter wurde sein Gesicht. Abfragen von allen Seiten. Es ist ganz vergeblich — er müsse als Engländer in Gefangenschaft gehen, er sollte sich ruhig darein ergehen.

Da rief er Mariechen, schloß alle Türen und nur vor der geliebten Frau tobte er seinen ingrimmigen Haß aus gegen England. Nie im Leben hatte er so deutsch gefühlt, als da er zum englischen Kriegsgefangenen erklärt worden war.

Am nächsten Morgen schon kam die Polizei. Und Hans, der sich sein Leben lang Lord gefühlt, mußte aus seinem englischen Garten hinausstreiten, unter dem Jammer seines Mariechens, schlicht gekleidet, in der Hand einen Holzkoffer mit einfacher Wäsche darin, die er sich erst hatte kaufen müssen. Er wollte einen Soldaten anweisen, ihm den Koffer zu tragen, aber der Führer winkte ab. Kriegsgefangene haben auf keine Bedienung Anspruch. So zog Hans, der nie eine Wagendecke eigenhändig berührt, mit dem Koffer in der Hand aus der Pracht seines Homes hinaus und ward in das nächste Lager der Kriegsgefangenen gebracht.

Seiner Frau wurde die Begünstigung zuteil, daheim bleiben zu dürfen, unter der Bedingung, daß sie an jedem Tage dreimal sich der Polizei stelle und ihre Papiere vorweise.

Das tat sie gewissenhaft, pflegte mit inniger Freude ihre Kinder, die bald deutsch zu sprechen begannen, und sehnte sich namenlos nach ihrem Mann. Der lernte inzwischen im Gefangenenerlager deutsche Art und Strammheit kennen, deutsche Kraft und schwor, daß er am längsten Engländer gewesen sei.

Eines Tages erhielt Mariechen eine Depesche; Hans telegraphierte, er käme für einen Tag nach Hause. Sie jubelte — doch wie erschraf sie, als er in die Tür trat. Er hatte das Haar kurz geschoren, ein schlichter feldgrauer Soldatenanzug hing schlotternd um die schlanke Gestalt.

Hans umarmte Mariechen zärtlich. „Wie schaust du denn aus, Mann!“ wimmerte sie. „Ja — liebes Kind — endlich bin ich ein Deutscher, und zwar — Kriegsfreiwilliger.“

„Das wird ja immer schöner“, rief sie bestürzt. „Vorerst bin ich freilich nur — Gemeiner“, murmelte Hans, „anders ging es nicht — doch das tut nichts! Das Eiserne Kreuz hol' ich mir sicher!“ rief er begeistert und zog Mariechen an sich.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Zieh dich nur nichts nicht dauern.

Zieh dich nur nichts nicht dauern
mit Trauren:
sei stille!
Wie Gott es fügt,
so sei veranlaßt
mein Wille.

Was willst du heute fordern
auf morgen?
Der eine
steht allem für,
der gibt auch dir
das Deine.

Sei nur in allem Handel.
ohn Wandel,
steh feste!
Was Gott beschleußt,
das ist und heißt
das Beste.

Paul Fleming,

Ein Traum von Heimkehr.

Im Frühling, einmal, wird ein Abend kommen,
da Nebelhöfe um Paternen stehn,
in feuchter Kühle Inossenschwer der Gärten;
ein schattenschwarzer Flur; ich taste mich
die alte Stiege leis empor und drücke
die kaum geübte Klinkle zag herab.
Die Wanduhr tickt beständig; bei der Lampe,
in meinen letzten Brief versunken — du
Mit tränenblinden Augen möcht' ich jeden
Umriss von deinem lindumstrahlten Haupte
nachzeichnend in mich nehmen. Silbrig klirrt
mein Degen. Du erschrickst, es reißt dich hoch,
du fragst, starrest, suchst — und lebst — ein zitternd Wissen:
„Du — ?! Du — !!“ — „Nun bleib ich bei dir ... Frieden —
Frieden — —!“

Fühlst du, wie mich nach dieser Stunde hungert
und dürstet in des Krieges Dunkelheit?
Und dennoch: nimmer möcht' ich sie erleben,
wenn es nicht kann nach Deutschlands Siege sein.
Von Hans Joachim Moser, Unteroffizier d. Res.,
in der „Täglichen Rundschau.“

Guter Rat für Junge und alte Leute.

Merke dir das, mein Junge, erlaubt muß Dörern sein,
borrisch zu sein, und Jönern ionisch. Maurer und Zimmer-
leute werden sich in alle Ewigkeit hassen und große Schlachten
gegenseinander führen, und das uralte Problem, alle Schuhe
über einen Keilstein zu schlagen, hat noch niemand gelöst. Sehr
viele Menschen gelangen zu der Bezeichnung „Ehrenmänner“
durch wohlfeile Medensarten, ergo laß dich nicht verblüffen.
An manchem Kerl ist nichts Gutes als sein Herz, von welchem
die Welt nichts wissen will; halte dich an einen solchen Kerl
und laß die Welt die Nase zucken. Es ist mehr daran ge-
legen, daß das Volk nach grüner Seife rieche, als daß der und
der, die und die nach französischen Parfüms und Essenzen
dufte. Hüte dich vor über großem Ekel; denn oft hängt nicht
nur des Menschens Appetit, sondern auch des Menschen Seele
an einem Haar. Wer mit dem Teufel alltätlich kämpfen will,
der stellt sich besser fest auf seine Füße und beißt die Zähne
zusammen, als daß er sich unter dem Rock des heiligsten Engels
verkriecht. Es gibt viele Leute, welche alle das, was sie selber
nicht glauben, aus allerlei nützlichen Ursachen andere glauben
machen möchten; halte dich an das Wort der Königin Christine
von Schweden: Man muß sich am meisten vor lebenden Hei-
ligen hüten. Die Heuchelei ist eine schöne Kunst und würdige,
bis auf den Grund studiert zu werden. Studier sie, es gibt
kaum einen größern Genuß, als die Entlarvung eines echten
Heuchlers. —

Wilhelm Raabe, in den „Leuten aus dem Walde.“

Der Bettler.

Vorhin wird zweimal geklingelt, ich öffne die Tür, ein
Bettler steht davor und hält mir seine Hand entgegen. Ich,
ohne ihm zu geben, schlage verdrießlich die Tür wieder zu.
Da fällt es mir schwer aufs Herz, daß diese rührend vorge-
schobene Hand verstümmelt war, ich ziehe einen Kreuzer her-
aus und öffne abermals die Tür, doch der Mensch war schon
fort. So wollte ich geben, nicht um zu geben, sondern um die
Härte meines Abzuges wieder gut zu machen. Unsere Zu-
gehenden sind meistens die Bastarde unserer Sünden.

Aus Fr. Hebbels Tagebüchern.

Die Briefe des Sepp.

Der Sepp ist keiner von denen, die viel Worte machen.
Kurz vor Kriegsbeginn hat er noch geheiratet, damit die
alten Eltern eine Stütze haben, während er im Feld ist. Die
Marie, auf die er schon lange ein Auge gehabt, ist die Seine
geworden.

Wie er ins Feld ist, hat die Jungbäurin gekennnt und ge-
bettelt: „Sepp, bitt' gar schön, schreib' sei' alle Tag', damit
man woah, was 's is.“ — „Pfiat di' Gott, Marie! Und i'
schreib' scho!“

Kommt auch bald ein Brief aus Frankreich: „Liebe Marie!
Es geht mir gut. Es grüßt Dich Sepp.“

„Aber kurz is der Brief.“ jammert die Jungbäurin.
„G'wiß, dem is scho' was passiert!“ Und gleich schickt sie Be-
scheiden und einen langen lieben Brief; und der Sepp möchte
um Gottes willen schreiben, was ihm fehlt.

Steht nicht lange an, kommt wieder ein Feldpostbrief:
„Liebe Marie! Das Paket erhalten. Es geht mir gut. Es
grüßt Dich Sepp.“

Auf das nächste Paket folgt wieder ein Brief: „Liebe
Marie! Das Paket erhalten. Es geht mir gut. Es grüßt
Dich Sepp.“

Und so geht es weiter. Ein Brief ist wie der andere:
„Es geht mir gut. Es grüßt Dich Sepp.“ Mehr ist aus dem
Menschen nicht herauszubringen. Wenn die Marie schon
wissen will, wie es im Feld sonst zugeht, muß sie es aus der
Zeitung lesen oder vom Nachbar erfragen.

Endlich, nach langen Wochen, kommt doch ein „ausführ-
licher“ Brief vom Sepp. Der lautet: „Liebe Marie! Das
Paket erhalten. Kann Dir mitteilen, daß eine Daxe hin ist.
Dafür habe ich das Eisener Kreuz. Ich bin im Lazarett. Es
geht mir gut. Es grüßt Dich Sepp. Auf Wiedersehen, macht
Freude!“



Luftige Ecke.

Der Irländer Casey hatte jahrelang einen Papagei be-
sessenen, schaffte sich aber eines Tages einen Phonographen an.
Der Händler legte einige Platten bei, und Casey ariff, als er
heimkam, auf gut Glück eine heraus und setzte den Apparat
in Bewegung. Sein Pech wollte es, daß es die englische Na-
tionalhymne war. Drei Stunden später blieb sein Freund
Maloneu, als er an Casey's Haus vorbeikam, entsezt stehen.
Ueber den metallischen Tönen der englischen Nationalhymne
erhob sich Casey's Stimme mit der irischen Hymne. Maloneu
stürzte ins Haus. Da stand der Phonograph und schmetterte
los, und vor ihm sah, fast ohne Atem, Casey und gab seine
letzte Kraft für sein Lied her. „Um Himmels willen, Casey!“
rief Maloneu, „bist du verrückt geworden?“ — „Laß mich zu-
frieden, Maloneu, das ist meine Sache. Dies Ding singt schon
drei volle Stunden „God Save the King“, aber beim Himmel
ich will ihm „The Wearing of the Green“ beibringen, und
wenn ich hundert Jahre dazu brauchen sollte!“

„Mein Bruder ist doch bei der Marine, müssen Sie
wissen.“ sagte das Hausmädchen stolz. — „Dieh,“ war die
mitfühlende Antwort der Köchin, „das ist aber schrecklich. Es
muß doch schauerhaft sein, irgendwo noch zu sein, wo man
nicht jeden Augenblick weggehen kann, wenn es einem nicht
mehr paßt.“

„Dast du irgend etwas gesehen, das dir besonders gefiel,
als du heute deinen Rundgang durch die Möbelgeschäfte mach-
test?“ fragte der junge Ehemann seine Frau bei ihrer Rück-
kehr. — „Ja,“ antwortete sie, ich sah etwas außerordentlich
Süßliches in Spiegeln.“ — „Daran zweifle ich gar nicht.“ be-
merkte er, wenn du hineingeblickt hast.“ — Und süßer Friede
senkte sich auf das Heim.

„Derr Doktor,“ rief der kleine Junge, „kommen Sie
bitte schnell zu uns!“ — „Wer ist denn krank bei euch?“ fragte
der Arzt. — „Alle außer mir. Ich war unartig gewesen,
und so sollte ich keinen von den schönen Pilsen abbekommen,
die Papa im Walde gesammelt hatte.“

„Bernhard,“ sagte die zärtliche Mutter, „wie denkst du
darüber, wenn du ein Bankier wüdest wie Onkel Joseph,
wenn du erwachsen bist?“ — Bernhard warf einen kritischen
Blick auf seines Onkels Gesicht und Gestalt. „Könnte ich
nicht ein Bankier werden,“ fragte er ängstlich, „ohne wie
Onkel Joseph zu sein?“

Während eines heftigen Regenschauers betrat ein Mann
ein Hotel, in dem er Gäste des ersten Stockwerks besuchen
wollte. Er stellte seinen nassen Schirm zum Abklopfen in eine
Ecke und bestellte ein Blatt Papier daran, auf das er folgendes
geschrieben hatte: „Dieser Schirm gehört Einem, der einen
250 Pfund schweren Schlag auszuheilen vermag. Er ist in
zehn Minuten wieder da.“ — Als er zurückkehrte, war sein
Schirm fort. An der leeren Stelle jedoch lag ein Zettel des
Inhalts: „Den Schirm hat einer genommen, der in einer
Stunde zehn Meilen laufen kann. Kommt überhaupt nicht
wieder.“

In einer Gesellschaft sah ein junger Advokat zwischen
zwei Damen, von denen die eine Witwe, der Gatte der ande-
ren kurz vorher nach Brasilien beordert worden war. Der
Advokat perwechselte dies und ein Gespräch mit seiner einen
Nachbarin, der Witwe, mit dem süßlichen Thema vom Wetter
einleitend, sagte er: „Es ist hier wirklich sehr heiß, aber,“
fügte er lächelnd hinzu, „doch noch lange nicht so heiß, wie an
dem Ort, wo sich jetzt Ihr Herr Gemahl befindet.“

„Du bist ein grenzenloser Dummkopf!“ rief eine keifende
Frau ihrem Manne zu. — „Du hast Recht,“ lautete die ruhige
Antwort. „Meine Freunde sagten es mir schon, als ich dich
heiratete.“